

Einleitung

Das Ehrenamt ist das Gegenstück zum Hauptamt. Der hauptamtlich Tätige betreibt seine Arbeit als Broterwerb für sich und seine Familie, das dabei erzielte Einkommen steht für ihn im Vordergrund, das ist auch legitim. Der ehrenamtlich Tätige betreibt seine Arbeit allein im Interesse der Allgemeinheit, und zwar neben seinem Hauptberuf. Eine eventuelle Entschädigung für seine Auslagen kann er höchstens erwarten. Voraussetzung für die erfolgreiche Ausübung eines Ehrenamtes ist das brennende Interesse an der Sache, aber auch die Freude daran, etwas bewirken zu dürfen. Dass dabei der Ehrgeiz, die Anerkennung der Allgemeinheit zu erlangen, eine Rolle spielt, ist nicht zu vermeiden, weil jeder Mensch normaler Weise nach Lob und Anerkennung strebt. Der frühere amerikanische Präsident, John F. Kennedy, hat es einmal sehr schön formuliert als er sagte: »Die Arbeit für die Allgemeinheit ist noch immer die schönste Aufgabe und des Ehrgeizes eines Menschen am meisten würdig.« Also kann es nicht unwürdig sein, sich für Politik zu interessieren, denn Politik ist Arbeit für die Allgemeinheit, für dessen Wohl und für Frieden zu sorgen ist ihre oberste Pflicht. Vor diesem Hintergrund sehe ich meine nebenberufliche Tätigkeit. Unser Sohn Thomas schlug mir vor, einen Bericht darüber zu schreiben, hauptsächlich zur Information meiner Kinder, Enkel und Freunde.

Schon als junger Landwirt interessierte mich die Politik. Dieses Interesse wurde besonders gefördert zum Ei-

nen durch meinen Vater. Er selber hatte in seinem Leben zahlreiche Ehrenämter langjährig bekleidet. So war er von 1951 bis 1966 Bürgermeister von Klixbüll. Im Jahre 1951 war er aber schon 63 Jahre alt. In der ersten Nachkriegszeit von 1945 bis 1951 waren Emil Hoeg und Christian Rothmann in Klixbüll Bürgermeister. Ersterer wurde 1946 von der englischen Militärregierung eingesetzt. Nach der Besetzung Deutschlands durfte niemand politisch tätig werden, der in der Nazizeit irgendein Amt bekleidet hatte. Mein Vater war in dieser Zeit Vorsitzender der Meierei-Genossenschaft gewesen. Von 1947, der ersten demokratischen Gemeindewahl, bis 1951 war Christian Rothmann Bürgermeister. In der Nazizeit, also von 1933 bis 1945, gab es keine Gemeindewahlen, also auch keine Gemeindevertretungen. Die Gemeinden wurden von der Parteizentrale, der sog. Kreisleitung unter Mitwirkung der Ortsgruppe der NSDAP, verwaltet. Die Entwicklung der Gemeinden wurde im Kreis, und nicht in der Gemeinde entschieden. Mein Vater bekam erst im Alter von über 60 Jahren Gelegenheit, sich politisch zu engagieren, obwohl es ihn immer interessiert hatte. So wurde er im Frühjahr 1951 zum Bürgermeister gewählt, übrigens durch Losentscheidung, da er mit seinem Gegenkandidaten, Ernst Christiansen, Stimmgleichheit erreicht hatte. Im Jahre 1960 setzte er den Bau der Turnhalle bei der Schule durch, zunächst gegen den Widerstand Vieler. Die Leute meinten, es wäre Geldverschwendung, die Kinder könnten auch draußen turnen, dazu bräuchte man keine Halle. Er sagte einmal folgendes zu mir : Man soll sich im Leben nicht nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, man muss auch das Allgemeinwohl fördern und bereit sein, dafür

einen Beitrag zu leisten, natürlich immer nur im Rahmen seiner Möglichkeiten. Er hatte Recht. Jeder Mensch braucht die Gemeinschaft, die Gemeinde, das Gemeinwesen. Ohne eine funktionierende Gemeinde, Kreis oder Land, würde es keine Schulen, keine Straßen, keine Krankenhäuser, keine innere und äußere Sicherheit, keine verbindlichen Regeln, ohne die ein Gemeinwesen nicht funktioniert, geben. Diese verbindlichen Regeln nennt man Gesetze, die von der Politik gemacht werden, ohne sie wäre unsere Gesellschaft nichts als eine Räuberbande. Man könnte die Dinge, die der Einzelne unbedingt benötigt, aber nur in der Gemeinschaft erreichen kann, endlos fortsetzen. Darum ist die Bereitschaft zum Einsatz, auch und gerade im Ehrenamt, so wichtig. Wer die Politik an sich und grundsätzlich verteufelt, sägt an dem Ast, auf dem er sitzt.

Aber auch zwei meiner Lehrherren haben mich zu dieser Erkenntnis gebracht. Der Erste war der Bauer Franz Biörnsen aus Oxbüll, ein kleiner Ort in der Nähe von Glücksburg. Dort war meine erste Lehrstelle. Herr Biörnsen war Bürgermeister dieser Gemeinde. Er wurde nicht müde, mir neben der Landwirtschaft auch die Gemeindepolitik zu erklären. Ich war damals 18 Jahre alt und mein Vater war ebenfalls Bürgermeister. Als die beiden älteren Herren sich trafen, bei meiner Vorstellung und auch später, ging es um Kommunalpolitik. Ich hörte gespannt zu. Bei einer Gelegenheit sagte er zu mir: Thomsen – in Angeln wurde gesiezt – wenn Sie einmal Bürgermeister in Klixbüll werden sollten, wer weiß, dann denken Sie daran, dass ein Bürgermeister sich für jeden seiner Bürger gleichviel einsetzen muss. Egal, welchen Standes, wel-

chen Alters oder welcher Gesinnung er ist. Auch einen notorischen Nörgler muss er sich geduldig anhören. Gerechtigkeitssinn und Toleranz sind die beiden Eigenschaften, die ein Bürgermeister haben muss. Und noch eines muss er haben, die Fähigkeit, eine Gemeinschaftsarbeit zu organisieren, auf englisch sagt man Teamwork. Ich benutze dieses Wort hier, weil es allgemein gebräuchlich ist. Im Grunde aber bin ich ein Gegner der Vermischung unserer Sprache mit dem Englischen. Er muss die Fähigkeit haben, andere von der Richtigkeit seiner Vorhaben zu überzeugen, sie einbinden und unterrichten, sie mitnehmen, dann hat er sie hinter sich. Eine der wichtigsten Grundsätze der Demokratie ist das Überzeugen können seiner Mitmenschen, nicht das Befehlen können.

Der zweite Lehrherr, der mich an die Politik heranzuführte, war Theodor Hartwigsen aus Osterby. Auch er war Bürgermeister seiner Heimatgemeinde und Amtsvorsteher des damaligen Amtes Medelby. Damals umfassten die Ämter nur drei bis vier Gemeinden. Auf diesem Amt saß dann ein Amtsschreiber, dieser hatte einen Bürolehrling dabei, das war die ganze Amtsverwaltung. Dazu kam noch, dass die Einwohnerzahl der Dörfer bedeutend höher war als heute, da die Heimatvertriebenen Anfang der 50-ziger Jahre noch alle hier waren. Erst Ende der 50-ziger zogen viele nach West- und Süddeutschland wegen der besseren Arbeitsbedingungen. Wenn ich also den Personalbestand der heutigen Ämter mit damals vergleiche, dann kenne ich zumindest einen Grund, weshalb die Gemeinden heute so hoch verschuldet sind. Und mit jeder Vergrößerung der Ämter, mit jeder Fusion, hat sich erwiesenermaßen die Verwaltung vergrößert und verteuert.

Aber zurück zu meinem Lehrherrn Hartwigsen. Er war auch noch Kreispräsident des damaligen Kreises Südtondern. So bekam ich durch ihn schon früh Einblick in die Kreispolitik. Einige Male nahm er mich mit zu Parteiveranstaltungen nach Niebüll. Dabei lernte ich dann auch den Landrat Klaus Petersen persönlich kennen. Der Landrat besuchte damals noch alle seine Gemeinden und nahm einmal im Jahr an einer Gemeinderatssitzung teil. Als der Bauernhof von Hans Hansen, genannt Hans Flüh, abbrannte, das war 1966, erschien der Landrat Klaus Petersen des nachts an der Brandstelle, um sich zu vergewissern, ob die Familie Hilfe benötigte. Dieses Verhalten war bezeichnend für die damalige Zeit, die Verwaltung war noch wirklich bürgernah, bis in die Kreisverwaltung hinauf.

Theodor Hartwigsen war ein erfahrener Kommunalpolitiker und kluger Taktiker. Er hörte sich die verschiedenen Argumente in Ruhe an, fasste sie zusammen und schlug eine Lösung vor. Nach dem Beschluss wankte er dann nicht mehr. Er sagte einmal zu mir: Mit dem Beschluss muss auch Schluss der Debatte sein. Man darf nicht zulassen, dass immer von Neuem argumentiert wird, dann wird man nie mit einer Sache fertig. Er hatte Recht. Ich habe oft als Bürgermeister erlebt, dass Leute, die mit dem Mehrheitsbeschluss nicht einverstanden waren, versuchten, eine erneute Debatte zu entfachen. Dann musste ich als Verhandlungsführer einfach abbrechen. Einige Mitbürger, die sich in der Politik noch nicht auskannten, meinten dann, auch ein Bürgermeister könne ein Weiterdiskutieren nicht unterbinden, dann hat die stets anwesende Amtsperson sie eines Besseren belehrt.

Dabei habe ich dann oft an Hartwigsen Worte gedacht. Eine ausführliche Diskussion und gründliche Überlegung vorher ist wichtig, das sagte schon unser Klixbüller Philosoph, Dr. Broder Christiansen, mit den Worten: « Ein Beschluss, der unter dem Diktat der Stechuhr zustande gekommen ist, ist meistens oberflächlich und wegweisbar. Aber der Beschluss muss auch der Abschluss sein, das Leben ist zu vielfältig, als dass man bei einem unendlich stehen bleiben kann.» Theodor Hartwigsen war ein Demokrat mit einem ausgeprägten autoritären Zug, die richtige Mischung für eine Führungsperson.

II. Im Gemeinderat.

Mein zweites Ehrenamt bekam ich noch im selben Jahr, es war das eines Gemeindevertreters von Klixbüll. Mein Vater wollte nicht mehr antreten, er hatte das Bürgermeisteramt 15 Jahre inne gehabt und war jetzt 78 Jahre alt. Die Unabhängige Wählergemeinschaft Klixbüll, so nannte sich die Truppe, stellte in der Gastwirtschaft »An de Eck« ihre Kandidaten für die Gemeindewahl im April auf. Es wurden 11 Gemeindevertreter gebraucht, die Wählergemeinschaft hatte bisher 7 Sitze inne gehabt. Man beschloss, 12 Kandidaten zu nominieren. Ich landete bei der Wahl auf Platz 5. In der Gemeindewahl erreichte unsere Wählergemeinschaft wieder 7 Sitze, sodass ich drinnen war. Meine Kollegen im Gemeinderat waren:

Peter H. Rothmann, Landwirt,
August Johannsen, Landwirt,
Werner Petersen, Landwirt,
Egon Ludwig, Schachtmeister im Tiefbau,
Friedrich Unglaube, Landwirt,
Heinz Jürgensen, Kaufmann,
Ketel Jacobsen, Bauunternehmer,
Karl- Heinz Burghardt, Büroangestellter,
Hans Johannsen, Landwirt,
Christian Lund, Bäckermeister
und ich.

Frauen waren damals noch nicht vertreten. Peter H. Rothmann wurde einstimmig zum Bürgermeister gewählt, Christian Lund wurde erster Stellvertreter und Friedrich Un-

glaube zweiter Stellvertreter. Der Bauunternehmer Ketel Jacobsen gehörte als einziger dem SSW, dem Südschleswigschen Wählerverband an. Er war erfolgreicher Bauunternehmer und als solcher unser Finanzexperte im Gemeinderat, während Egon Ludwig als Tiefbauexperte für den Wege- und Straßenbau zuständig war. Die Gemeindevertretung tagte stets im Gasthof »An de Eck« Davor hatte sie auch im sog. »Lindenhof« getagt, in der Gaststätte in Südklxbüll. Der ehem. Lindenhof ist ein langes, weißes Haus an der Hauptstraße, genau gegenüber des Großbauernhofes von Andreas Andresen .Seit kurzem gab es dieses Lokal aber nicht mehr, es hatte geschlossen. Der letzte Gastwirt hieß Kube mit Familiennamen, seinen Vornamen kenne ich nicht. Der Gastwirt »An de Eck« hieß Hans Ketelsen, auch Hans Pulver genannt. Hans Pulver wurde er genannt, weil er vorher die Gaststätte »Zum Pulverturm« gehabt hatte. Diese lag ebenfalls an der Kreuzung B 199/ B5, gegenüber von »An de Eck« und brannte im Mai 1955 ab. Seitdem war er hier Gastwirt. Heute sind beide Gasthäuser verschwunden. Der Pulverturm stand dort, wo heute die Verkehrsinsel auf der Kreuzung ist, der Gasthof »An de Eck«, wo sich heute die Sträucher vor dem Feuerwehrgerätehaus und der Fahrradweg davor befinden. Auch die Bundesstraße war erheblich schmaler. Der letzte Gastwirt von An de Eck hieß Strohmeyer. Der verkaufte das Gebäude an die Bundesstraßen Verwaltung. Diese hat das Haus abgerissen und die Breite der Bundesstraße verdoppelt, das geschah im Jahre 1970.

Zum Abriss der Gaststätte habe ich eine Begebenheit, die zum Schmunzeln ist. Es war dunkles, nebelig-trübes

Novemberwetter. Meine Frau und ich waren am späten Abend eines Sonntages von einer Reise zurück gekehrt. Am folgenden Montagabend sollte eine Gemeinderatssitzung stattfinden, wie immer in der Gaststätte »An de Eck«. Ich fuhr wie immer mit dem Auto runter in die Krügerstrasse. Die Leute aus Rückenstadt sagen seit jeher, sie gehen runter in die Krügerstrasse, obwohl das Terrain der Krügerstrasse nur 1,25 Meter unter dem von Rückenstadt liegt. Also fuhr ich runter in die Krügerstrasse und parkte mein Auto auf dem Platz vor Fred Müller. Als ich zum Treppenaufgang der Wirtschaft nebenan eilte, ich war, auch wie immer, auf letzter Minute, fand ich die Treppe nicht mehr. Ich stutzte und sah mich verwundert um. Da merkte ich, dass die Gaststätte nicht mehr da war, sie war weg, einfach weg. Ich nahm die Einladung aus der Tasche und musste feststellen, dass die Sitzung in Uhlebüll, in der Gastwirtschaft »Auf der Huck« stattfand. So kann es einem ergehen, wenn man auf letzter Minute ist, wie wir sagen, und im dichten Nebel das Lokal nicht mehr findet, weil es nicht mehr da ist. Meine Kollegen im Gemeinderat haben herzlich gelacht, wer den Schaden hat ...

Die Gaststätte »An de Eck« hatte auch eine öffentliche Viehwaage, das heißt, eine behördlich geeichte Waage. Immer montags wurden hier Rinder und Schweine gewogen und von den Viehhändlern und Schlachtern abgenommen. Die Bauern trieben das Vieh und die Schweine zur Waage. Anschließend wurde in der Gaststätte abgerechnet und in bar bezahlt. Dabei wurde natürlich Punsch oder Grog getrunken und eine Bockwurst verzehrt. Der Montag war der Tag der Haupteinnahme für den Gastwirt.

Erst mit dem Entstehen der Großschlachtereien, wie z. B. Anness oder Nordfleisch in den 70-iger Jahren ging die Ära der kleinen Viehhändler und Schlachter zu Ende. Damit ging auch ein Stück Dorfleben verloren, denn es wurde ja nicht nur gehandelt, sondern man hatte auch seinen »Schnack« Es waren auch nicht nur Bauern und Händler dort, auch Handelsvertreter und Viehtreiber. Die Gaststube war voll. Neben der Viehwaage befand sich noch das sogenannte Schütthock. Dies war ein aus stabilen Holzbalken errichtetes Viehgatter in Größe von etwa 5 x 5 Meter. In dieses Gatter wurde früher herumtreibendes, herrenloses Vieh eingetrieben. Wenn in der Gemarkung solches Vieh angetroffen wurde, um das sich keiner kümmerte, holte man den Dorfpolizisten. Dieser veranlasste das Eintreiben in den Schütthock. Der rechtmäßige Besitzer konnte es dann beim Gastwirt gegen eine Gebühr abholen. Dazu muss man wissen, dass früher nicht nur die Bauern, sondern auch die Handwerker, Kaufmänner und Arbeiter etwas Vieh hielten. Die Feldmark war sehr zersplittert weil es viele kleine und Kleinstparzellen gab, die kaum die Größe eines Hektars erreichten. Daher kam es häufig vor, dass Vieh ausgebrochen war. Das Einfangen und Einschütten durch die Polizei war gesetzlich geregelt, ebenso wie die Gebühr Diese Maßnahme ist aber bald nach dem ersten Weltkrieg abgeschafft worden. In meiner Schulzeit, im zweiten Weltkrieg und kurz danach, stand das Schütthock aber noch im Hinterhof der Gaststätte. Die Zersplitterung der Feldmark endete mit der Flurbereinigung im sog. Programm Nord, in den Jahren 1958 bis 1962. Es wurden ganz neue Feldwege angelegt, neue Entwässerungsgräben gezogen und die Parzellen zu-

sammen gelegt. Die politische Gemeinde hatte die Maßnahme beantragt und die Schirmherrschaft über diese vom Land Schleswig- Holstein durchgeführte Maßnahme Das Kulturamt Flensburg war mit der Durchführung der Maßnahme betraut. Es wurde eine sog. Teilnehmergemeinschaft im Dorf gegründet, in der jeder Grundbesitzer Mitglied wurde. Der Bauer Peter Jacobsen wurde zum Vorsitzenden der Teilnehmergemeinschaft gewählt. Es war die größte Veränderung im Dorfe seit der sog. Einkoppelung, der Aufteilung der Feldmark in abgegrenzte Parzellen, in die jeder Nutzungsberechtigte als Eigentümer eingetragen wurde. Dies geschah um das Jahr 1800 in Klixbüll.

Aber zurück zum Anfang meiner Gemeindevertreter-Tätigkeit Schon am Anfang der 2. Wahlperiode, 1970, wurde ich zum 2. stellv. Bürgermeister gewählt und gehörte zum engeren Zirkel der Gemeindeverwaltung.

Das Amt des 2ten Stellvertreters bekleidete ich 16 Jahre, also 4 Wahlperioden, danach wurde ich zum Bürgermeister gewählt. Das war im April 1986. Meine erste Amtshandlung war die Ernennung meines Vorgängers im Amt, Peter H. Rothmann zum Ehrenbürgermeister Dafür hielt die Gemeindevertretung in der Gaststätte eine Feierstunde mit vielen Gästen ab. Der Landrat war auch anwesend, ebenso wie die Bürgermeister der umliegenden Gemeinden. Rothmann war 20 Jahre Bürgermeister gewesen und hatte sich große Verdienste um seine Gemeinde erworben. Er war sehr aktiv und führte sein Amt mit großem Engagement, in vieler Hinsicht war er für mich Vorbild. Die größte und auch bedeutendste Maßnahme in seiner Amtszeit war der Bau des Freibades im Jahre 1972.

III. Im Vorstand der Klixbüller

Meierei Genossenschaft.

Ein anderes Ehrenamt, das ich schon in jungen Jahren bekam, war das des Vorstandsvorsitzenden der Meierei-Genossenschaft Klixbüll. Es war am 09. April 1973, als ich auf der Mitgliederversammlung im Tannenhof einstimmig gewählt wurde. Anwesend waren 73 Mitglieder. Ich war 38 Jahre alt. Mein Vorgänger im Amt war Hans Thomsen. Er wollte sich aus Altersgründen nicht wieder zur Wahl stellen. Die im Jahre 1890 gegründete Genossenschaft hatte ihre Mitglieder in den Dörfern Klixbüll, Bosbüll, Tinningstedt und Uhlebüll. In diesen Dörfern gab es insgesamt 90 Mitglieder, also gleichzeitig Milchlieferanten. Im Jahre 1899 waren die Uhlebüller ausgeschieden, da in Deezbüll eine Meierei-Genossenschaft gegründet worden war. Für die Uhlebüller lag Deezbüll näher. Meine Kollegen im Vorstand und Aufsichtsrat waren: Werner Petersen, Bruno Bötzel, Nis-Heinrich Johannsen, alle aus Klixbüll, Otto Schütt und Andreas Nicolaisen I aus Tinningstedt, sowie Walter Lorenzen aus Bosbüll. Meierei-Leiter war Manfred Johannsen. Dieses Gremium tagte regelmäßig einmal monatlich im Büro der Meierei. Frau Johannsen hatte dann jedes Mal eine leckere Torte für uns gebacken, es ging also sehr familiär zu. Auf diesen Sitzungen wurde dann unter anderem der monatliche Auszahlungspreis festgelegt. Bis Ende der 60er Jahre stand neben der Meierei eine Kartoffeldämpfanlage. Gegen Ende des 2ten

Weltkrieges hatte die Nazi- Regierung das Verfüttern von Getreide in der Schweinemast verboten. Die Bauern mussten auf Kartoffelmast umstellen. Diese mussten vor dem Verfüttern gar gedämpft werden, da das Schwein rohe Kartoffeln schlecht verdaut. Arnold Jessen aus Tinningstedt machte den Vorschlag, bei der Meierei eine Dämpfanlage zu bauen, da in der Meierei Wasserdampf anfiel. Aus diesem Vorschlag wurde aber zunächst nichts, da es 1943 so gut wie keine Baumaterialien gab. Erst 10 Jahre später, 1953, hat man den Plan verwirklicht. Die Anlage kostete ca. 20.000,- DM und konnte täglich bis zu 20 Kastenwagen, (damalige Bauernwagen) dämpfen. In den späten 60er Jahren kam die Kartoffelmast aus der Mode, da der Getreidepreis im Zuge der Entwicklung der EG gesenkt wurde, sodass die Getreidemast sich wieder rechnete. Frau Jutta Lorenzen aus Bosbüll hat als Schülerin im Jahre 1957 die Anlage in einem Aufsatz sehr schön und ausführlich beschrieben und auch einige Fotos zur Erinnerung für die Nachwelt gemacht.

Vor meiner Wahl waren schon Mitglieder der Genossenschaft an den Vorstand mit der Forderung nach einer Fusion mit der Adelbyer Meierei herangetreten. Sie bemängelten seit langem den zu geringen Milchpreis unserer Meierei im Vergleich zu Adelby. So nahmen wir vom Vorstand und Aufsichtsrat vorsorglich mit der Adelbyer Genossenschaft in Flensburg Sondierungsgespräche auf. Das erste Treffen fand im Juni 1973 statt. Unsere Anlieferungsmenge an Rohmilch betrug zu der Zeit 4,9 Millionen kg im Jahr, die Butterproduktion etwa 240 Tonnen. Der Auszahlungspreis lag 1973 im Durchschnitt bei 39 Pfennig je kg. Milch zu 3,7 % Fettgehalt. Die Adelbyer Meierei

hatte im gleichen Zeitraum 4 Pfennig mehr ausgezahlt. Für mich als Neuling im Vorstand und dazu noch so jung war es natürlich keine leichte Aufgabe. Zugute kam mir, dass ich Otto Schütt aus Tinningstedt, der damals schon 65 Jahre alt war, an meiner Seite hatte. Er war Vorsitzender des Aufsichtsrates und seit 20 Jahren im Meiereigeschäft. Wir waren natürlich allesamt beeindruckt von der Größe dieses Unternehmens, deren Anlieferungsmenge das 30-fache der unseren betrug. Sie führten uns zunächst durch den modernen Betrieb und zeigten uns ihre neueste Technik. Alles kam uns riesengroß vor. Dagegen war unser Unternehmen winzig klein und beschaulich. Dementsprechend selbstsicher traten auch die Herren des dortigen Vorstandes uns gegenüber auf. Der Vorsitzende des Vorstandes hieß Nico Hansen, sein Hof war der große Maasbüllhof. Der Leiter der Meierei nannte sich Direktor und hieß Heinz Dreesen. Die beiden Herren gaben uns jedoch gleich zu verstehen, dass sie vorhätten, mit uns sozusagen auf Augenhöhe zu verhandeln, worüber ich natürlich erleichtert war, denn ich muss gestehen, ich hatte einen riesen Bammel vor dieser Aufgabe, denn meine Kenntnisse vom Meierei Wesen steckten noch weiß Gott in den Kinderschuhen. Für die Sondierungsgespräche benötigten wir drei Sitzungen, dann waren die wichtigsten Bedingungen für einen Fusionsvertrag ausgehandelt. Nun kam die Mitgliederversammlung, in der die Fusion beschlossen werden sollte. Die Mehrheit unserer Mitglieder hatten Betriebe mit 10 bis 20 Milchkühen. Diese Bauern standen einer Verschmelzung sehr skeptisch gegenüber. Es hatte sich herumgesprochen, dass eine Fusion mit erheblichen Investitionen in den Betrieben verbunden

sein würde. Es mussten Kühlwannen angeschafft werden, die Hofplätze für die LKW´s befestigt werden, und so weiter. Außerdem war unsere Meierei in einem tadellosen Zustand, sowohl gebäudemäßig wie auch von der maschinellen Ausstattung her. Auch hatten wir in Herrn Manfred Johannsen einen außerordentlich versierten Meierei-Leiter, der seinen Beruf mit Leib und Seele ausübte. Er hatte noch nie die sog. Buttermarke verloren. Das hieß, die Butter, unser wichtigstes Produkt, hatte immer die höchste Qualität gehabt. Es kam, wie es kommen musste, der Antrag auf Genehmigung der Fusion bekam keine Mehrheit. Wir haben dann noch einmal nachverhandelt, um finanzielle Vorteile für die Mitglieder zu erreichen, zum Beispiel bei der Verteilung des nicht unerheblichen Vermögens der Genossenschaft, an die Mitglieder. Am 27. August 1973, vier Wochen nach der ersten Versammlung, fand die zweite Versammlung statt. Es war der alles entscheidende Tag über das Schicksal der Klixbüller Meierei. Ich persönlich habe weder vorher noch nachher einen solchen spannenden und angespannten Tag erlebt, stand ich doch an vorderster Front als Vorsitzender. Es waren 65 Mitglieder erschienen, es waren also mindestens 44 Ja- Stimmen nötig. Wieder wurde lebhaft und kontrovers diskutiert. Ich selber hatte bisher nie mit großem Nachdruck für eine Fusion geworben, da ich die Mitglieder nicht beeinflussen wollte. Es gab eine Gruppe größerer Lieferanten und eine solche der Kleineren, beide standen sich gegenüber. Wir vom Vorstand hatten unser Möglichstes getan, günstige Fusionsbedingungen zu erreichen und die Adelbyer waren uns erheblich entgegen gekommen, auch das muss man sagen. Der Versuch drohte wieder zu

scheitern. Da sagte der Vorsitzende der Adelbyer Meierei, Nico Hansen, zu mir: Solange Sie nicht vor der Versammlung klar und deutlich für eine Fusion eintreten, wird es nichts damit. Oder wollen Sie, dass Ihre Meierei in einem Jahr fusionieren muss, weil Ihre größten Milchlieferanten bis dahin abgesprungen sind, denn das wird so kommen. Da war der Zeitpunkt für mich gekommen, mich zu erklären, denn eine Fusion um jeden Preis durchführen zu müssen, konnte und wollte ich nicht verantworten. So appellierte ich dann an die Mitglieder und machte klar, dass solch günstige Bedingungen später wohl nicht mehr zu erreichen seien. Der Trend der Zeit gehe nun mal zu größeren Einheiten und wer nicht mitgeht, der läuft Gefahr, eine einmalige Chance zu verpassen. Diese einmalige Chance stehe nun vor der Tür und klopfte an. Nun kam die Abstimmung. Eine ungeheure Spannung lag in der Luft. Die Stimmzähler brachten die Zettel dem Aufsichtsratsvorsitzenden, Otto Schütt, er gab das Ergebnis bekannt. Es lautete: 50 haben mit ja gestimmt, 11 mit nein und 2 haben sich enthalten. Dieses Ergebnis war Gott sei Dank eindeutig, mir fiel ein Stein vom Herzen. Nach der Abstimmung gratulierte mir der Herr Hansen mit den Worten: Ihre eindringlichen Worte haben gewirkt, das habe ich gespürt. Nun konnten wir vom Vorstand und Aufsichtsrat mit gutem Gewissen die Fusion zum 30. 11. des nächsten Jahres in Kraft setzen, denn so lange dauert eine solch weitreichende Abwicklung. Die Meierei Gebäude, incl. des Wohnhauses für den Angestellten, sowie das Inventar, durften wir, so war es mit Adelby vereinbart, frei verkaufen und an die Mitglieder verteilen. Eines Tages im Frühjahr 1974 meldete sich ein Käufer bei Herrn Johann-

sen, unserem Meieristen. Er kam aus den Niederlanden und hieß Jan van de Plasse. Er plante in unserer Meierei Gebäude eine Konservenfabrik für Meeressmuscheln zu installieren. Er war bereit, auch das gesamte Inventar an Maschinen und Geräten zu übernehmen. Der Buchwert der Immobilie mit Inventar betrug zurzeit rund 150 000,- DM. Nun ging es darum, den Verkehrswert zu verhandeln, denn es war das Vermögen der Mitglieder, welches wir an sie verteilen durften. Inzwischen regte sich Widerspruch aus der Gemeinde. Man befürchtete, dass eine Konservenfabrik sowohl Geruchsbelästigung als auch Lärmbe-
lästigung für die Bürger bedeuten würde. Diese Bedenken mussten geklärt und ausgeräumt werden. Daraufhin lud Herr van de Plasse den Vorstand mit Aufsichtsrat zu sich nach Holland ein. Wir sollten uns ein Bild von seiner dortigen Fabrik machen und dann entscheiden. So fuhren wir mit 7 Personen in 2 PKW im Mai 1974 nach Holland. Der Wohnort des Fabrikanten lag in Südholland an der Osterschelde und hieß Yerseke. Es war eine Kleinstadt mit einer wunderschönen Altstadt. Am Marktplatz, der von Patrizierhäusern eingerahmt war, wurden wir in einem guten Hotel einquartiert. Der Herr van de Plasse war augenscheinlich ein sehr vermögender Fabrikant, denn sein Haus, in das er uns zu den Verhandlungen einlud, war eine große, schicke Villa. Aber das war noch nicht alles. Nach der freundlichen Begrüßung und Bewirtung im Hause durch seine Frau fuhr er mit uns durch die Stadt und an den Hafen. Dort staunten wir nicht schlecht, denn dort lag seine weiße Segeljacht vor Anker. Er ging mit uns an Bord und zeigte uns sein Schiff, mit dem er schon einmal bis nach Spanien gesegelt war. Nun machte er mit uns einen

kleinen Ausflug auf die Osterschelde. Der Meeresarm hatte dort vor Yerseke eine Breite von schätzungsweise 7 Km. Wir fuhren jedoch mit Motorkraft auf die glatte See hinaus und unter eine riesige Brücke hindurch. Diese Brücke war angeblich die Längste in ganz Niederlande. Es war ein Erlebnis, das uns alle beeindruckte. Nach der Bootsfahrt fuhren wir zur Fabrik. Sie lag am Rande der Stadt und auch nicht weit von einer Wohnsiedlung entfernt. Es war ein großer Komplex, bestehend aus einem Hauptgebäude und mehreren Lagerhallen. Alles war sehr sauber und bestens in Schuss, von Gerüchen war nichts zu spüren. Außerhalb der Gebäude war auch kein übermäßiger Lärm zu hören, wohl aber in der Abfüllanlage selbst. Jedenfalls konnten wir mit gutem Gewissen davon ausgehen, dass von so einem Betrieb, wenn er dann so auch bei uns im Dorf eingerichtet würde, keine Belästigung für die Nachbarn ausgehen würde.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages blieben wir im Hotel unter uns und berieten das Gesehene. Es wurde uns klar, dass wir bei den Verhandlungen auf der Hut sein müssten, denn wir hatten es mit einem erfolgreichen und erfahrenen Fabrikanten zu tun der ganz sicher seinen Vorteil suchen würde. Ich muss sagen, mein Selbstbewusstsein bekam einen gehörigen Dämpfer. Kollege Brune Bötzel merkte das augenscheinlich und machte mir Mut, »hab bloß keine übertriebene Ehrfurcht vor ihm, er kocht auch nur mit Wasser«. Bruno Bötzel war ein erfahrener Mann, der schon Stalingrad mitgemacht hatte und dort mit knapper Not herausgekommen war. Ich dagegen war mit meinen 38 Jahren noch vergleichsweise unerfahren. Wir vereinbarten, als Preis für unsere Meierei samt

Mitarbeiterhaus und Inventar den Buchwert Plus 50 %, also 225 000,- DM zu nennen. Weiter vereinbarten wir, auf keinen Fall unter dem Buchwert, also unter 150 000,- zu verkaufen, denn diese Summe bekämen wir auch bei der Adelbyer Meierei. Am nächsten Tag waren wir zum Mittagessen bei ihm zu Hause eingeladen. Er deutete uns an, dass sein Prokurist am Nachmittag bei den Verkaufsverhandlungen dabei sein werde. Nach einem wunderschönen Essen, oder besser gesagt Mahl, und einem echten französischem Cognac danach, war es dann soweit. Ich nannte ihm unseren Preis und erläuterte ihm, dass wir unseren Mitgliedern gegenüber in der Pflicht wären und nicht anders könnten. Die Mitglieder hätten durch die Fusion auf ihren Höfen viel zu investieren und hofften auf finanzielle Hilfe von ihrer Genossenschaft. Das sind die Fakten, sagte ich. »So«, sagte er, »das sind die Fakten, und meine Fakten sind, dass ich Ihnen den Buchwert biete und dazu einen Aufschlag von 25 000,- DM, das sind 175.000,- DM. Das ist ein fairer Preis und für mich gerade noch vertretbar. Sie können sich das erstmals in Ruhe überlegen. Ich möchte nun mit Ihnen auf mein Schiff fahren und meine Frau serviert Ihnen dort eine holländische Spezialität bei einer Tasse Kaffee. Wir guckten uns alle erstaunt an und dachten: Das war doch schon mal ein Angebot, es hätte schlimmer kommen können. Auf dem Schiff lernten wir dann die holländische Spezialität kennen, einen flambierten Pfannkuchen, auf dem die Flamme noch brannte als er serviert wurde, sehr lecker. Nach einem angeregten Gespräch über Gott und die Welt bei einem guten Wein waren wir nun am Zug.« Wir sehen ein, Herr van de Plasse, dass Sie auch viel investieren müssen

und möchten Ihnen deutlich entgegen kommen. 200.000,- ist unsere Schmerzgrenze, das muss der Preis sein, « sagte ich. Nun waren wir gespannt, wie er reagieren würde. Er stand auf, um eine neue Flasche Wein zu holen. Bruno Bötzel flüsterte mir schnell zu, »dass Du mir keine Mark mehr ablässt«. Da ergriff der Holländer das Wort und sagte, anstatt Prost zu sagen, »in Ordnung«, wir treffen uns also auf der Hälfte. Sie Nordfriesen sind gute Kaufleute, mein Kompliment, wir Holländer aber auch und darum verstehen wir uns so gut. Der Abend im Hotel wurde lustig, denn uns allen war ein Stein vom Herzen gefallen. Nun konnten wir getrost vor unsere Mitglieder treten, denn wir hatten viel erreicht.

Am 29 Oktober wurde im Tannenhof ein großes Abschlussfest mit allen Mitgliedern gefeiert. Eine 84 jährige Geschichte war zu Ende, es war ein Menschenalter. Die Meierei hatte das Dorfleben geprägt und viele Bürger des Dorfes hatten dort in der langen Zeit Arbeit gefunden, sie hatte zum Segen der Landwirtschaft und der Bürger gearbeitet. Ich sagte beim Abschlussfest unter Anderem: »Wir haben diesen Schritt nicht leichtfertig getan, denn unsere Genossenschaft hat zum Segen des Dorfes gearbeitet. Aber eine Meierei ist kein Selbstzweck. Wenn sich herausstellt, dass eine noch bessere Verwertung unserer Milch möglich ist, muss man den Mut haben, mit dem Herkömmlichen und Altbewährtem zu brechen. Man darf nicht nur aus Tradition am Alten festhalten, sonst läuft man Gefahr, die Zukunft zu verpassen. Auch das Alte war irgendwann mal das »Neue«, und was wäre gewesen, wenn unsere Vorfahren damals nicht den Mut gehabt hätten, das »Neue« zu wagen?«

Das schöne Fest endete mit dem gemeinsamen Gesang: Kein schöner Land in dieser Zeit....

Zu erwähnen wären noch die Namen der Meiereileiter, die in diesen 84 Jahren die Klixbüller Meierei geleitet haben:

Herr Husch, 1892. Herr Rau, von 1893 bis 1899, Herr Friedrich Greve, von 1900 bis 1933, Herr Max Leu, von 1933 bis 1939, Herr Andreas Sparboom, von 1939 bis 1946, Herr Gottlieb Johannsen, von 1946 bis 1956, wieder Andreas Sparboom, von 1956 bis 1968, Herr Peter Sparboom, (Sohn von Andreas) von 1968 bis 1970, und Herr Manfred Johannsen, von 1970 bis zur Fusion 1974.

Von diesen Männern, denen die Klixbüller viel zu verdanken haben, hatte Andreas Sparboom ein besonders schweres Schicksal zu tragen. Er war ein besonders talentierter Redner, der aus dem Stegreif eine mitreißende Rede halten konnte. Dieses hatten auch die Nationalsozialisten erkannt, was ihm später zum Verhängnis wurde. Sie hatten ihn dazu überredet, auf Dorfversammlungen für die Nazi-Partei Propaganda zu machen. Als nun die Siegermächte nach dem Krieg Deutschland besetzten, wurde er, obwohl er, wie man so sagt, »keiner Fliege was zuleide getan hatte«, von den Briten interniert. Er musste, wie es hieß, entnazifiziert werden. Dies bedeutete für ihn ein Jahr Lagerhaft. Dabei verlor er natürlich auch sein Amt als Meiereileiter. Als er nach Hause kam, war sein Posten von einem anderen besetzt. Er hat nach langer Arbeitslosigkeit dann als Vertreter für Margarine seine große Familie ernährt. Als seinem Nachfolger aus irgendwelchen Gründen dann gekündigt wurde, wurde Andreas Sparboom wieder in sein Amt als Meiereileiter in Klixbüll eingesetzt.